

Victoria Hohmann: Lautgemalte Nacht

© schruf & stipetic 2026

[www.schruf-stipetic.de](http://www.schruf-stipetic.de)

Gustav-Adolf-Str. 152

13086 Berlin

[www.schruf-stipetic.de](http://www.schruf-stipetic.de)

[info@schruf-stipetic.de](mailto:info@schruf-stipetic.de)

© 2025 Victoria Hohmann

Satz, Layout und Covergestaltung: JBC

Cover-Illustration: geralt, pixabay

Druck: Totem

ISBN 978-3-944359-85-4

Das Werk und alle seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten, ausdrücklich auch die Nutzung zum Zweck des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG. Jede unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

LAUT

Victoria Hohmann

GEMALTE

NACHT

Roman

LESEPROBE

schruf & stipetic

## Vorwort

Der Text orientiert sich an der realen Demenzerkrankung meiner Mutter. Autorin und Ich-Erzählerin sind dabei nicht identisch. Alle Personen und Ereignisse sind verfremdet, fiktionalisiert, einer sich beim Schreiben ergebenden Dramaturgie folgend zusammengesetzt. Es ist ein authentisches Erzählen über eine Krankheit, gleichzeitig ein dichterisches. Damit ist diese Geschichte auf eine Weise wahr und doch nicht zu verwechseln mit der Wirklichkeit. Demenzkranke können nicht oder nur zu Beginn von ihrer Krankheit berichten. Es war mir ein Anliegen von dem zu schreiben, für das meine Mutter keine Worte mehr hat. Über Demenzerkrankungen wird in der Öffentlichkeit immer noch zu wenig gesprochen und wenn, geht es oft um Pflege und deren Kosten. Ich hoffe, dieses Buch kann einen Beitrag leisten die Betroffenen in den Fokus zu rücken, den Umgang mit ihnen verändern, die Art sie wahrzunehmen.

*I exist only in the soles of my feet and in the tired muscles of my thighs. We have been walking for hours it seems. But where? I cannot remember.*

Virginia Woolf, *The Waves*



## PROLOG

Verschwinden im Vergessen. Wie nie gewesen sein.  
Wenn wir gegangen sein werden.  
Kontur nur. Spur, deren Ahnung.  
Wer ging dort. Verfing sich dort seiner Zeit.  
In die Verwandlung greifen, das Pulsieren der Jahre.  
Die Flügel meiner Mutter in diesem Netz, verklebt.  
Rückblickend Bruchstücke auflesen.  
Gegen das Licht.

Strampelnder Käfer auf dem Rücken. Eines Morgens erwachen und dieses Netz, das sich plötzlich über die Wirklichkeit gelegt hat. Wie ein Zaun zerstörerischer Elektroden um den Schädel. Invasives Muster, das alle anderen Muster angreift, zerfrisst.

Es vorausahnen. Den Abgrund.  
Fallen  
wie in Unwahrscheinlichkeiten.

Blumenmuster vertrauter Familiennarrative, die zu gestrickten Gängen mutieren, gespickt mit Schlingen. Fotos, die sich wölben wie gewässert, die Stirn kräuseln, aufplatzen. Telefonhörer, die in der Hand schmelzen; im Zeitraffer zu Displays, zu Ton, zu Steinen in Setzkästen morphen, zu Urnen in einer Nischenwand. Räume, die in sich zusammenfallen, sich dehnen, angestrengt atmend pulsieren.

Erinnerungen und Zeit, die sich auflöst. Brausetablette in Wasser. Wirbel, Durcheinander. Unsichtbares hinter Glas. Kein Dialog möglich. Luft anhalten. Blasen, die an die Oberfläche steigen, zerplatzen.

Was ist das hier? Was passiert?

Erfahren: In einem Raum können sich hunderte Orte in wenigen Minuten versammeln, der Raum kann sich innerhalb von Sekundenbruchteilen in hunderte Orte aufrastern. Bodenlos.

Da. Jetzt.

Ich kann meiner Mutter gegenüber sitzen und plötzlich zwanzig Jahre jünger sein. Meine Tochter kann ins Zimmer kommen und ich sein und dann wieder sie selbst. Und dann können sie und ich verschwinden, vor den Augen meiner Mutter, obwohl wir uns nicht vom Platz bewegen, und Sekunden später wieder auftauchen als die, die wir tatsächlich sind, heute, hier, bei ihr, auf Besuch.

Klick. Wisch. Gesplittertes.

Da ist meine Mutter.

Sie reißt an den Fäden. Dem Netz.

Die Arme, die Beine.

Der Nacken mit diesem verdammten Spielkreuz.

Sie dreht den Kopf weg, zur Seite. Schaut aus dem Fenster in Landschaft, die für mich undurchsichtig geworden ist. Ich versuche, ihrem Blick zu folgen. Was ist da drüben? Was bewegt sich dort? Was bewegt sie?

*Meine Mutter, sie war einmal.*

Ein Netz wie lautgemalte Nacht.

Der Tod im Background. Versaut das Leben nicht. Letztlich macht er es aus.

Die Welt der Gesunden, der Intakten, der Funktionstüchtigen. Die Mär. Kranke, die darin mit Anwesenheit stören. Weg mit ihnen, ins Wartezimmer des Abraums. Was ist das für ein menschenverachtendes Narrativ?

Wie wir uns bewegen werden fort und weiter  
zupfen an Fäden. Griffe, Riffe probieren.

Netzwerken.

Die Spinne nicht sehen.

Das Lauern hören.

Die Sonne.

Das Meer

der leuchtenden Fäden.

Das Leben als Metapher eines einzigen langen Tages am Ufer. Irgendwie landet man immer da.

Der Horizont.

Meine Mutter.

Hin und weg vom Anblick. Kurz weg, dann wieder da, dann wieder irgendwohin. Das wird der Bogen. Das wird ganz am Schluss sein. Wenn diese Erzählung angekommen sein wird, im letzten Frame. Ich werde ein Foto machen, dann. Meine Eltern am Strand.

Werde ihnen zurufen: Schaut mal her.

Mein Vater wird schauen.

Auch meine Mutter wird den Kopf drehen. Da sein, kurz, für einen Augenblick

den Strand verstehen, den Stand der Sonne, Dinge.

Fluten.

Ein Abtauchen. Ein Kommen und Gehen. Ein Kommen  
im Gehen. Und andersherum. Wellenförmige Wesen. Sand-  
körner.

Blickbait.

Tiefsee.

## ERINNERN

Ich erinnere mich. Darum schreibe ich es auf. Wie es war. Wie es anfang. Wie es sich angefühlt hat. Wie es nicht war. Wie es auch war. Wie es mir damit ging. Wie es meiner Mutter erging. Wie es ging und wie es nicht mehr ging. Wie wir damit umgingen. Wie wir einen Umgang damit fanden, familiär, einen Umgang damit finden mussten. Wie wir uns verdingen, in diesem Netz aus sterbenden Synapsen. Wie wir trotzdem weitermachen mussten. Jetzt erst recht. Obwohl es nicht mehr ging. Obwohl wir einknickten, in Anbetracht der Tatsachen. Aber weitergehen mussten. Alle, meine Mutter an die Hand nehmend. Das Familienoberhaupt, das plötzlich nicht mehr funktionierte. Plötzlich kein Oberhaupt mehr sein konnte. Eine hilfsbedürftige Anführerin, die keine Richtung mehr vorgeben konnte. Die sich auf den Orientierungssinn der Herde verlassen musste. Die Herde, mein Vater, mein Bruder und ich, dazu unsere Kinder und unsere Partner. Von einem Tag auf den anderen mussten wir die Wege selbst kennen, ohne um Rat zu fragen, ohne jemals wieder um Hilfe zu bitten, ohne auf Trost oder Geborgenheit zu hoffen. Es war nicht der Tod der uns trennte, der die Generationen verschob, die Protagonisten in andere Positionen rückte, sondern ein Nebel, der sich auf uns gesenkt hatte. Wie wir so weitergehen sollten, wussten wir nicht. Wie es uns dabei ging, trauten wir uns nicht zu fragen. Weil es uns so beschissen ging, dass uns die Worte dafür fehlten. Zum Glück waren wir so damit beschäftigt, in unsere neuen

Rollen zu finden. Zum Glück waren wir so überfordert. So konzentriert darauf, nicht heulend zusammenzubrechen. Also ging es, weil es gehen musste. Wie das so ist. Also ging alles seinen Gang.

In der Familie, im Bekanntenkreis, in der Nachbarschaft, jeder kennt jemanden. Oder kennt jemanden, der jemanden kennt. Aktuell sind fast zwei Millionen Menschen in Deutschland an Demenz erkrankt. Bis zum Jahr 2050 werden es bis zu drei Millionen sein. Drei von ungefähr dreiundachtzig Millionen Menschen. Das bedeutet, jeder Siebenundzwanzigste wird erkrankt sein, in Österreich wird es jeder Zweiundzwanzigste sein, europaweit sogar jeder Siebte. Kein Wunder, dass es „Nationale Demenzstrategien“ gibt. Strategien gegen ein Verirren im Nebel. Weil Wege gefunden werden müssen. Die zwar trotzdem nicht hindurchführen, um im Bild zu bleiben, aber Pfade bieten, auf denen es sich gehen lässt.

Demenz ist aussichtslos. Es besteht keine Hoffnung auf Heilung. Es existieren nur Möglichkeiten, im Frühstadium, das Fortschreiten der Krankheit zu verlangsamen. Demenz bleibt darum auf unvorhersehbare Zeit eine Krankheit, mit der wir leben lernen müssen. Alzheimer ist die häufigste Demenzerkrankung. Außerdem gibt es die Lewy-Körper-Demenz, die sich kaum von der Alzheimer-Demenz unterscheidet, aber auch starke Halluzinationen und leichte Parkinson-Symptome aufweist. Es gibt die Morbus-Parkinson-Demenz, die eine Erstarrung mit sich bringt, allerdings ohne echte Lähmung und bei wachem Geist. Es gibt das Korsakow-Syndrom, ausgelöst durch jahrzehntelangen über-

mäßigen Alkoholkonsum, die vaskuläre Demenz, die durch Durchblutungsstörungen entsteht, die sehr seltene Creutzfeldt-Jakob-Krankheit und die chronisch-traumatische Enzephalopathie, der wiederholte Schädeltraumata zugrunde liegen, weshalb Sportler häufig zu den Betroffenen zählen.

Alzheimer ist anders als Krebs. Der Verfall vollzieht sich schleichend über viele Jahre, manchmal über ein Jahrzehnt und länger. Aber wie lebt man mit etwas, das Leben unmöglich macht? Zumindest das Leben, wie wir es gewohnt sind?

Als die Krankheit bei meiner Mutter begann, wollte niemand es wahrhaben. Sie selbst auch nicht. Mit fünfundsiebzig erkrankt man nicht an Demenz. Das ist eine Krankheit für alte Leute. Alzheimer. Da klingt doch das Alter schon mit. Da stellt man sich eine Person Ü80 vor, mindestens. Da stellt man sich ein richtiges, ein Steinalter vor, faltig und zittrig, gebrechlich und müde. Ein Alter, in dem dement zu werden, nicht überrascht, fast dazugehört, als senil verharmlost wird. Da denkt man an eine Krankheit, die beinahe etwas Natürliches zu haben scheint, an eine logische Schlussfolgerung des Lebens, ein Verbrauchen der Kräfte, des Körpers. Aber das ist ein Irrtum. Mehr sogar, eine romantische Vorstellung. Die pergamentene Mystifizierung einer qualvollen Wirklichkeit. Alzheimer hat nicht unbedingt etwas mit Greisenalter zu tun. Genauso wie auch Nichtraucher Krebs bekommen können. Meine Mutter hatte nach heutigen Maßstäben nicht einmal das Rentenalter erreicht. Fünfundsiezig. Das ist doch kein Alter. Das soll der Beginn eines goldenen Herbsts sein, der Beginn einer lebenslang verdienten finalen Rentenentspan-

nung, vielleicht sogar irgendwo am Mittelmeer oder auf den Kanaren. Jeder Winter weit weg. Ein plötzliches Absterben der Nervenzellen ist da nicht vorgesehen. Das Beschriften von Familienfotos, das Sortieren persönlicher Unterlagen, das Aufsetzen eines Testaments – das sind Dinge, mit denen man sich erst allmählich vertraut machen möchte. Die nicht plötzlich eine Dringlichkeit entwickeln sollen. Die nicht zur neuen Tagesordnung gehören sollen. Die Bestandsaufnahme, der Rückblick, die große Retrospektive. Das soll Zeit haben, bitte. Dafür soll gemächlich die Bereitschaft wachsen dürfen. In Ruhe im Ruhestand.

Dann kommt es anders. Wie sonst?

Keine Zeit mehr zum Sortieren.

Keine Zeit für Rückblicke.

Nebel steigt auf. Verdichtet sich.

Nur noch Momente dieser Wahrheit.

Ich erinnere mich. Das ist keine Selbstverständlichkeit, habe ich gelernt. Dass Erinnern verpflichtet. Das Erinnern, ein Schatz. Ein oft unterschätzter Schatz. Klar, es kann unbequem sein. Aber das ist wieder etwas anderes.

Ich erinnere mich.

An meine Mutter als junge Mutter.

An meine Mutter, als ich aufwuchs,  
als ich erwachsen wurde.

Ich erinnere mich

an meine Mutter als Kranke.

Ich könnte ihr Leben als etwas erzählen, das auf diese Erkrankung zuläuft. Als logische Konsequenz von Vermeidungen und dem Aufgeben von Träumen. So wie sich die meisten Leben erzählen lassen.

Ich könnte die empathische Kraft meiner Mutter in den Vordergrund stellen, von ihrer Menschenkenntnis sprechen, ihren vielen guten Taten im kleinen Kosmos des Alltags, ihrem ausgeprägten Gemeinsinn. Davon, wie sie Menschen zusammenbrachte, von einer heimlichen Heldin.

Ich könnte eine Geschichte mit vielen offenen Strängen erzählen, die ausfransen, verwildern, sich verweben, von Gegenläufigkeiten sprechen, von Konflikten, von Widersprüchen. Aber da jede Geschichte von vorneherein so ist, ohne großes Zutun, will ich hier einfach sagen: Diese Geschichte soll eine Krankengeschichte werden. Bei der ich nicht weiß, wie ich sie eigentlich erzählen soll. Weil sie eigentlich meine Mutter erzählen müsste. Die sie aber nicht mehr erzählen kann. Wie erzähle ich eine Geschichte, die nur zum Teil mein eigene ist? Wie kann ich für jemanden sprechen, der nicht mehr für sich selbst sprechen kann? Wie schaffe ich es, für jemanden zu sprechen, der mir so nahe ist und sich doch jeden Tag weiter entfernt? Wie schaffe ich, etwas festzuhalten, bevor es sich verklärt? Und: Soll ich diese Geschichte überhaupt erzählen? Oder: Bin ich, weil ich diese Geschichte erzählen kann, umso mehr gefordert, sie zu erzählen? Mit dem Erzählen meine Mutter dem Nebel ein Stück weit entreißen. Mir meine Mutter vergegenwärtigen, wie sie war. Dem Nebel nicht das Feld überlassen. Diesem Nebel, um den so gerne ein großer Bogen gemacht wird. Weil er un-

heimlich ist, beängstigt, auffrisst und erschöpft. Dieser Nebel, der nicht der Tod ist, sondern ein Absterben über einen langen Zeitraum. Den Nebel durchdringen und ihm seine Macht nehmen, ein wenig.

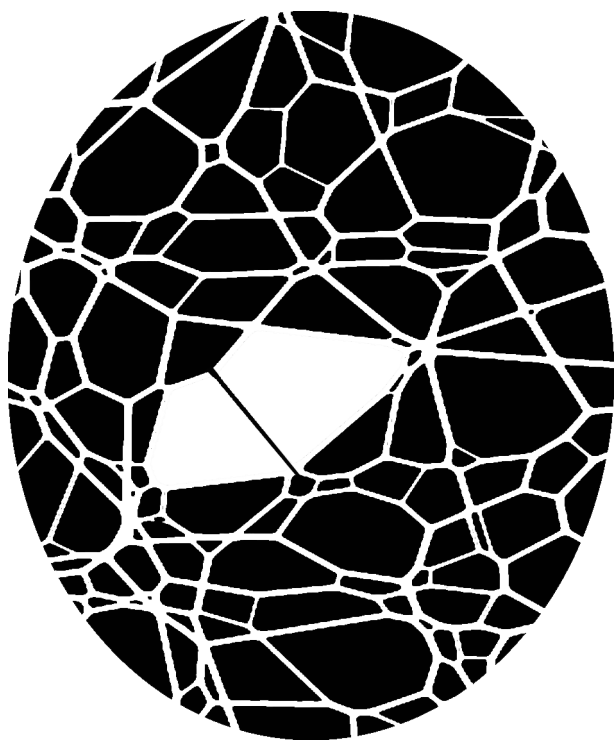
Meine Mutter, wie würde sie ihre Geschichte erzählen? Wie würde sie ihre Geschichte erzählt haben wollen? Vielleicht würde sie ihre Geschichte herausschreien, am liebsten. Wie sie oft im Bett schreit, wenn sie aufwacht. Wenn die unerträgliche Wirklichkeit über sie hereinbricht. Zumindest scheint es so. Hat sie zuvor geträumt? War sie im Traum gesund? Kann sie noch träumen? Und wenn das Träumen noch funktioniert, wie schrecklich muss das Erwachen sein. Tag für Tag trotzdem aufzustehen aus dem Pflegebett. Rechtes Bein, linkes Bein, hinein in den Nebel. Wenn mein Vater ins Zimmer kommt, um meine Mutter zum Waschen ins Bad zu geleiten. Oder eine der Pflegekräfte der Diakonie, die zweimal die Woche unterstützen und die immer so herzlich sind, so geduldig, so viel Vitalität mitbringen, als besäßen sie die im Übermaß, für 20,50 Euro die Stunde.

Wenn Demente von ihrer Krankheit sprechen könnten, was würden sie sagen? Was wäre ihnen wichtig? Was wäre ganz anders als erwartet? Für Außenstehende? Für Angehörige? Aus meiner Perspektive kann ich nur berichten, dass die Krankheit mich oft überrascht hat. Dass ich gar keine Vorstellung von ihr hatte oder nur eine sehr klischeebelastete. Über die Jahre habe ich die Krankheit besser kennengelernt. Von der ich nicht einmal wusste, wie alt sie werden kann. Sie hat mich mit Situationen konfrontiert, die ich mir niemals hätte ausdenken können. Situationen, die so abseits vom ge-

wohnten Leben sind, in dem Raum und Zeit klar abgesteckt als allgemein geteilte Größen fungieren. Alzheimer reißt alle Wände ein, erbarmungslos. Baut Zeit und Raum um, Zelle für Zelle, Synapse für Synapse, in ein großes Labyrinth, in dem es keine roten Fäden gibt, nur Fallstricke.

Als Angehörige stehen wir daneben, versuchen dieses Labyrinth zu begreifen, aber greifen nur immer wieder ins Leere. Trotzdem. Vielleicht sind wir eine Art Echo der Erkrankten, eine Art Echo der Krankheit. Angehörige müssen lernen, im Nebel zu sehen. Sich mit seiner Konsistenz konfrontieren. Frontalzusammenprall mit dieser betäubenden Watte, wie ihn auch die Erkrankten erleiden, und doch ganz anders. Angehörige müssen neben dem Nebel eine Existenzform mit ihm finden. Sich an einer wabernden Seitenlinie einrichten. Von dort aus die Übersicht behalten. Was schlecht gelingt. Aber was heißt schon gelingen. Hauptsache, wir verlieren den Mut nicht.

*Die Bilder der Erinnerung immer neu zusammensetzen / ist das Leben / und was gilt es zu erkennen / ein Augenblick, der ein Augenblick war, der der Augenblick ist, aber auch ein anderer / im Hinschauen im Hinschauen im Hinschauen.*



## VERSTECKEN

Die letzte Postkarte von meiner Mutter kam zu meinem Geburtstag. Die Schrift war krakelig, bemühte sich, Zeilen einzuhalten. Manche Buchstaben wirkten wie aus dem Schreibheft einer Erstklässlerin. Zwei Worte waren komplett durchgestrichen, mit einem Wust von Linien, wie in Spinnennetzen verfangen. Einen Moment lang wollte ich diese Geburtstagskarte als nachlässig lesen, unser angespanntes Mutter-Tochter-Verhältnis hineindeuten und sie verletzt auf den Frühstückstisch legen. Aber ich konnte nicht aufhören, diese kantigen Linien anzustarren, die sich verrenkten, ausbrachen, von einem unglaublichen Willen wieder eingefangen und liebevoll zu Worten gebogen wurden, die mir alles Gute wünschten. Ich hatte die Schrift meiner Mutter immer bewundert, ihren Schwung, raumgreifend und elegant, ihre selbstsichere Gleichmäßigkeit, ihre eindeutig feminine Art, unverkennbar und gleichzeitig sehr zugänglich, sehr lesbar. Feminin erschien mir ihre Handschrift vielleicht nur, weil meine immer aus hingefegten Zeichen bestand, im Vergleich zu ihrer technisch kühl wirkte und, oft unleserlich, gerne als typische Jungensschrift bemängelt wurde. Jetzt brach sie auseinander, diese schöne Schrift meiner Mutter, der Deutschlehrerin, der Englischlehrerin, der Frau, die in fünf Sprachen fließend Postkarten schreiben konnte und dies an Freund:innen in aller Welt auch tat. Vielleicht bäumte sie sich auf. Gegen die rosa Rosenwucht des Postkartenmotivs oder das Spinnennetz.